

Altern *Andere* anders? Queere Reflexionen

Maria do Mar Castro Varela

[O]lder age, gender and sexuality intersect to inform older age housing/care concerns and preferences. These intersections must be taken into account in social policy and provision relating to housing and support for older people. (Westwood 2015)

Einleitung

Der französische Philosoph Michel Foucault begibt sich in seinem Text „Das Leben der infamen Menschen“ (2001) auf eine Spurensuche an den sozialen Rändern. Er geht – nach eigenen Worten – dem Leben der Menschen ohne *Fama* nach, die also nicht berühmt sind und die die andere Seite der „Herrlichkeit“ abbilden. Seine Forschung beschreibt Foucault dabei als risikoreich, insoweit diese immer Gefahr läuft, die beschriebenen Subjekte zu homogenisieren. Einen Grund dafür sieht er in der Homogenität der Dokumente selbst, die schnell Monotonie ausstrahlen:

Die Dokumente, die ich hier versammelt habe, sind homogen; und sie laufen Gefahr, monoton zu erscheinen. Indessen funktionieren sie alle im Modus der Disparatheit zwischen denen, die sich beklagen und die flehen, und denen, die über sie alle Macht haben; Disparatheit zwischen der Winzigkeit der aufgeworfenen Probleme und der Enormität der aufgebotenen Macht; Disparatheit zwischen der Sprache der Zeremonie und der Macht der Sprache der Rasereien und der Ohnmächte. (Foucault 2001: 40)

Um der Monotonie bei der Beschreibung der Infamie zu entkommen, verweist Foucault auf den „Modus der Disparatheit“, der die Beziehung zwischen den „Infamen“ und den „Herrlichen“ bestimmt. Die Marginalisierten müssen flehen, während die, die hegemoniale Positionen innehaben, dieses Flehen hören oder auch nicht. Wie oft wird Menschen, die diskriminiert werden, gesagt, sie seien zu empfindlich; dass es doch so schlimm nicht sein könne; dass sie kein Recht haben, sich zu beklagen. Auch Studien, wie die im vorliegenden Band vorgestellten, tragen das Risiko, monoton zu wirken, auch weil die Ergebnisse solcherart empirischer Untersuchungen selten wirklich spektakulär sind. Immer wieder betonen diese, dass Menschen, die eine nicht-normative Sexualität leben oder deren Genderexpression der Mehrheit als ‚nicht normal‘ erscheint, diskriminiert werden (siehe etwa Castro Varela 2012). Menschen mit Diskriminierungserfahrungen wünschen sich deswegen Räume und Orte, in denen sie nicht

diskriminiert werden – weswegen LSBT*I im Alter sich selbstredend Pflegeinstitutionen und/oder eine Wohnsituation wünschen, die sie nicht dazu zwingen, ihr oft hart erkämpftes Coming-out, einschränken zu müssen. Das ist wirklich kein besonders sensationelles Ergebnis. Wenn dies jedoch eine Tatsache ist, müssen wir uns fragen, warum die meisten Pflegeinstitutionen (nicht nur) im deutschsprachigen Raum dies nicht zur Kenntnis nehmen und entsprechend Konsequenzen daraus ziehen. Es ist genau hier, wo die Disparatheit, von der Foucault spricht, zum Tragen kommt: Die einen müssen sich mühen, gehört zu werden, die anderen können sich weiter langweilen, wenn sie Studien zu Diskriminierung lesen. Sie können diese belächeln oder als übertrieben disqualifizieren. Die Macht des Hegemonialen liegt eben auch darin, entscheiden zu können, ob die Anliegen Marginalisierter zur Kenntnis genommen werden – oder eben nicht. Zudem geht es eigentlich weniger darum, erneut festzustellen, dass Schwule, Lesben, Intersexuelle und Trans*Personen auch im Alter diskriminiert und marginalisiert werden (siehe Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin 2003), sondern eher darum, die Mechanismen und Effekte dieser Tatsache offen zu legen, sodass es möglich wird, Strategien zu entwickeln, die die Ungleichbehandlung und erfahrene Gewalt mindern. Es geht also gewissermaßen um eine differenzierte Sichtbarmachung der verletzenden Alltagserfahrungen – inklusive ihrer Widersprüche und Paradoxien, und einer Diskussion der präventiven Strategien. Dafür werden im Nachfolgenden einige Punkte, die mir bei der Reflexion von Studien zu LSBT*I im Alter sinnvoll erschienen, dargelegt. Damit verbunden ist die Hoffnung, dass dies die Skizzierung eines theoretischen Rahmens für weiterführende Untersuchungen ermöglicht.

Vom Objekt zum Subjekt: die Anderen als Untersuchungsgegenstand

Warum macht ein Raum wie das in der GLESA-Studie untersuchte Wohn- und Pflegeprojekt „Lebensort Vielfalt“ (LoV) der Schwulenberatung Berlin eigentlich Sinn? Und für wen macht dieser Ort Sinn? Welche Wünsche und Begehren werden auf diesen projiziert? Welche Dynamiken entwickeln sich in einem Raum, der mit einem großen Versprechen angetreten ist? Nämlich, zugespitzt gesagt: zu beweisen, dass Altern in Würde auch für die Anderen möglich ist – auch für die, die als ‚pervers‘, eben als ‚queer‘ abgestempelt werden. Es ist, so verspricht der LoV zumindest, möglich im Alter eine Vielfalt zu leben, die nicht geprägt ist von Gewalt (siehe Lottmann und Koop/Tietz i. d. B.). Ein großes Versprechen, welches selbstredend heftig intern und extern debattiert wird. So spricht Frank Ullrich, ein Pflegeleiter aus Lütjensee, in der Wochenzeitung „Care konkret“ im April 2013 immer noch von einem „Homosexuellen Ghetto“, wenn er über Einrichtungen spricht, in denen nur LSBT*I-Personen aufgenommen

werden. Er spricht sich in dem Interview vehement gegen jegliche autonomen LSBT*I-Alteineinrichtungen aus und fordert stattdessen, dass das Thema Homosexualität in den bestehenden Einrichtungen offen angesprochen wird und intern Wege des Umgangs gesucht und gefunden werden.¹ Wie auch immer wir uns vis-à-vis der differenten Möglichkeiten positionieren: Zum jetzigen Zeitpunkt scheint mir die Debatte an sich am wichtigsten zu sein.

Meines Erachtens ist es kaum zufällig, dass der Ort und die eher bescheidene GLESA-Studie, die u.a. in diesem Band dokumentiert wird, auf ein großes öffentliches Interesse – insbesondere in LSBT*I-Kreisen – gestoßen ist. Geht es doch über die enge Fragestellung einer Begleitforschung zu einem Ort vor allem darum, dass ein anderes Altern tatsächlich möglich ist. Ein Altern fernab von einer oftmals bloßen Pflege, die sich um die tatsächlich individuellen Biografien, die erfahrungsgesättigten Lebensläufe, die im Laufe des Lebens erfahrene Gewalt zu selten schert. So hält eine aktuelle Projektdokumentation zum Thema „Biografiearbeit ohne Tabus“ fest:

Es klingt so banal wie verständlich: Auch in der traditionellen Altenhilfe fühlen sich Lesben und Schwule als Kunden, Klienten oder Bewohner nicht gut aufgehoben. Ängste vor Diskriminierung und/oder vor unsensiblen Pflegekräften, die mit dem Thema Homosexualität nichts anfangen können oder nicht sensibel darauf eingehen können, sind nicht unbegründet. Was dabei droht, ist klar: Wieder kein Platz für das eigene Leben. (Seniorenpartner ‚Elisabeth Schulz‘ 2013: 4)²

Der Einschätzung, dass diese Erkenntnis banal sei, ist zuzustimmen und doch sind wir gleichzeitig weit davon entfernt, dass diese Banalität konsequent zur Kenntnis genommen wird. Selbst wenn Projektdokumentationen und vereinzelte Studien auch im deutschsprachigen Raum (Reimann/Lasch 2006) darauf hindeuten, dass in den Pflegeinstitutionen langsam ein Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Strategieentwicklung entsteht. Noch allerdings orientieren sich die meisten Einrichtungen an einer imaginären hegemonialen Gruppe, die wir bekanntlich mit den Kategorien weiß, christlich, heterosexuell und der Mittelschicht angehörend beschreiben können. So ist auch zu verstehen, dass seit einigen Jahren unter dem Stichwort „kultursensible Altenpflege“ eine parallele Diskussion zu Migration und Altenpflege geführt wird. Und es ist nicht verwunderlich, dass hier ähnliche Argumente vorgebracht und Strategien debattiert werden (vgl. Kohls 2012). Sollen Altenpflegeeinrichtungen für Menschen türkischer Herkunft eingerichtet werden oder ist es nicht sinnvoller, die Einrichtung interkultu-

1 In dem GLESA-Nachfolgeprojekt GLEPA soll eben diese Frage adressiert werden siehe: <http://ash-berlin.eu/forschung/forschungsprojekte/glepa/> (Zugriff: 8.1.2016).

2 Online unter: <http://www.senpart.de/index.php/downloads/category/6-altenpflegepreis-2013> (Zugriff 7.1.2016).

rell und rassismuskritisch zu schulen? Die von Martin Kohls für das *Bundesamt für Migration und Flüchtlinge* (BAMF) in 2012 erarbeitete Studie bemerkt in diesem Zusammenhang beispielsweise, dass die meisten Angebote für Migrant_innen eigentlich eine Zumutung sind:

Auf der Angebotsseite stehen eine ethnozentrische Ausrichtung und oft fehlende interkulturelle Kompetenz des Personals der uneingeschränkten Verfügbarkeit von Gesundheitsversorgung für Migranten entgegen. (Kohls 2012: 24)

Ähnlich zu Phänomenen der kultursensiblen Altenpflege sprechen Untersuchungen im LSBT*I-Bereich von einer „Heterosexualisierung“ lesbischer und schwuler alternden Menschen in Altenpflegeeinrichtungen (vgl. Westwood 2015). Die Parallelen, so lässt sich konstatieren, sind frappierend: In beiden Fällen wird die Ausrichtung an eine „imaginäre Mehrheitsgesellschaft“ beklagt, die andere Lebensweisen marginalisiert bzw. ignoriert.

Nun gilt es LSBT*I-Personen nicht zu einem Untersuchungsgegenstand zu machen, sondern sie als Subjekte hervorzubringen, die ihre eigenen Wünsche und Begehren in Bezug auf das Altern artikulieren können und damit auch die allgemeine Altenpflege herausfordern, ihre Prämissen und Herangehensweisen zu überdenken.

Wie ich an anderer Stelle bemerkt habe, verbietet sich eine Dramatisierung von Ergebnissen, wenn es um das Leben von zu Anderen gemachten geht – riskiert eine solche doch, verletzungsoffene Subjekte auf einen Opferstatus zu reduzieren (siehe Castro Varela 2012). Eine Gefahr, die beständig lauert, denn die Ergebnisse sind aus der Perspektive der direkt ‚Betroffenen‘ immer beunruhigend. Wir treffen immer wieder auf Berichte von massiver Diskriminierung und Stigmatisierung, die schnell dazu verführen können, paternalistische Strategien zu entwerfen. Sozialwissenschaftliche Forschung darf aber den Kampf gegen die Objektivierung beobachteter, untersuchter Subjekte nie aufgeben.

Doch auch die Einrichtungen der Altenhilfe nutzen ältere Homosexuelle kaum: Die heterosexuellen Altersgenossen sind in ihren Ansichten und Haltungen ebenfalls durch die Jahre von 1930 bis 1969 geprägt, wurden auf Ehe und Familie hin erzogen und haben in der Regel auch so gelebt, können nun Fotografien von Kindern und Enkeln herumzeigen, während Lesben und Schwule hier ‚passen‘ müssen. Finden sie dennoch den Weg in Senioreneinrichtungen, geben sie sich angesichts von Vorurteilen, die ihnen entgegengebracht werden könnten, meist nicht als homosexuell zu erkennen. Sie ‚verstecken‘ sich, wie sie es ihr Leben lang getan haben, indem sie entweder die Wohnung selten verlassen und sozial isoliert leben oder aber ihre eigentliche Identität nicht preisgeben. Ihre Lebenssituation verschärft sich, wenn sie pflegebedürftig werden: Dem Pflegepersonal hilflos ausgesetzt, fürchten sie Schikanen, wenn sie sich ‚outen‘. Was unter Senioren und Seniorinnen ohnehin tabuisiert

ist, kommt hier noch einmal mehr zum Tragen: Über Sexualität wird in der Pflege nicht gesprochen. (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin 2003: 8)

Bei der GLESA-Studie wurde sich darum bemüht, die Interviewten in ihrem differenten Sosein zu repräsentieren. Womit auch versucht wurde, Selbstrepräsentationen zu respektieren und so eine Objektivierung zu vermeiden. Die Studie ist deswegen keine über „alternde Schwule“, sondern über Altern als Hoffnung (auf Differenz). Ausgehend von den mit der Studie gemachten Erfahrungen soll im Folgenden nun der Frage nachgegangen werden, welche Punkte für eine neu zu etablierende queere Altersforschung relevant erscheinen. Ich gehe dabei von der grundsätzlichen These aus, dass die Fokussierung von sozialen Gruppen, die Marginalisierungs- und Stigmatisierungserfahrungen haben, uns immer Auskunft geben wird über die allgemeinen Zustände im betreffenden Feld. Bezogen auf das Thema „Alter(n) und Pflege“ können wir also mit Studien wie der GLESA-Studie nicht nur herausarbeiten, wo Wohn- und Pflegeeinrichtungen sich aktuell unfähig zeigen, sich auf die spezifischen Bedürfnisse beispielsweise alternder schwuler Männer einzustellen (siehe auch Krell 2008: 64ff.), sondern darüber hinaus auch deutlich machen, wie in und durch Pflege Devianz hergestellt wird. Ja, wie Pflegeeinrichtungen der Normalität – hier Normalbiografie und Normalkörper – bedürfen, um ihre Arbeit adäquat zu erfüllen, und wie damit in Konsequenz die Idee des „normalen Körpers und Begehrens“ reifiziert wird. So wird nach wie vor weitgehend von einer Asexualität im Alter ausgegangen und oft nur heterosexuelle nostalgische Fantasien geduldet. Begehren im Alter – noch dazu non-normatives – wird zumeist einfach ignoriert. Diese Praxis kommt im Grunde einer Löschung der Gruppe gleich. Und was nicht existiert, braucht auch nicht problematisiert zu werden.

Wenn LSBT Personen Frauen und Männer sind, die fast gänzlich in der Befriedigung ihrer erotischen Begehren zentriert sind und ältere Personen keine Sexualität haben, kann daraus geschlossen werden, dass ältere Homosexuelle nicht existieren. Diese Konklusion könnte die Tatsache verstehen helfen, dass die ältere LSBT Bevölkerung eine sozial unsichtbare Gruppe ist. (Mesquida González 2014: 184; Übersetzung der Autorin)³

3 Original: „Si las personas LGTB son hombres y mujeres casi absolutamente centrados en la satisfacción de sus deseos eróticos, y las personas mayores no tienen sexo, se puede inferir que las personas homosexuales mayores no existen. Esta conclusión podría ayudar a explicar el hecho de que la población mayor LGTB sea un grupo social invisible“ (Mesquida González 2014: 184).

Sorgearbeit und Care-Industrie

Die sogenannte Care-Industrie boomt. Sie stellt ökonomisch gesehen, aufgrund des demografischen Wandels, einen äußerst dynamischen Sektor dar, in dem viel Geld zu machen ist (vgl. etwa Ehrenreich/Hochschild 2002). Soziale Verletzlichkeit ist im Mainstream Pflegediskurs dabei eher Störfaktor, denn das Nachdenken über Gerechtigkeit sabotiert die gnadenlose Taktung im Pflegealltag – die Effizienz der Pflege. Immer noch – und vermutlich auch nach der jüngsten Pflegereform – wird gute Pflege lediglich anhand korrekter Kennziffern definiert (bleiben). So lesen wir im „Pflegetwiki“, dass im Qualitätsmanagement „die Rahmenbedingungen, die Abläufe, die Art und Weise, wie die Dienstleistungen erbracht worden sind, sowie das ‚Ergebnis‘“ als auch „die Wirkung der Pflege auf die PatientInnen/KundInnen“⁴ analysiert wird. Doch welche „Wirkungen“ werden registriert, wahr- und ernstgenommen? Gibt es eine allgemeine Einsicht darin, dass ein Leben mit Diskriminierungen auch eine erhöhte Vulnerabilität im Alter mit sich bringt? Kann die Angst von Menschen erfasst werden, die lange Zeit mit Psychiatrisierung und Kriminalisierung bedrohten wurden (vgl. Stümke 1989)? Jüngst hat ein Forschungsteam der *Universität Barcelona* um Josep Mesquida González in einer Studie festgestellt, dass LGBT*I-Personen im Alter stärker mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen haben, was die Sozialwissenschaftler_innen auf ein langes diskriminierungsbelastetes Leben zurückführen (vgl. Mesquida González et al. 2014: 189). Noch sind Untersuchungen zu diesem Thema in Europa rar – ja, geradezu skandalös rar. Aber alles deutet darauf hin, dass die Folgen von Diskriminierungen, Heterosexismus, Trans*Diskriminierung oder auch Rassismus, erheblich sind und sich körperlich als auch seelisch niederschlagen – mit entsprechenden Auswirkungen auf die Lebens- und Pflegequalität im Alter (vgl. etwa Lowe 2012).

So gesehen sind weniger die Ergebnisse der GLESA-Studie als vielmehr die Studie als Studie bemerkenswert, denn das Thema scheint doppelt marginalisiert – wie die Gruppe, die im Mittelpunkt der Untersuchung steht, eben auch (vgl. Mesquida González et al. 2014: 188; Schütze i.d.B.). Insoweit ist es anders gewendet eine der Ergebnisse der GLESA-Studie, dass die empirische Herangehensweise als auch theoretische Rahmung, wenn sozial verletzliche Gruppen den Untersuchungsgegenstand bilden, zusätzlicher kritischer Reflexion bedarf. So ist es wichtig zu beschreiben, wie die untersuchte Gruppe formiert wurde und was dies für die Fragestellung als auch Herangehensweise bedeutet.

4 Siehe <http://www.pflegetwiki.de/wiki/Qualit%C3%A4tsmanagement> (Zugriff: 9.1.2016). „Pflegetwiki“ wird hier vor allem deswegen zitiert, weil dieses in der Pflegepraxis häufig herangezogen wird und insoweit einen guten Einblick in einen „Konsens in der Pflege“ gibt.

Wenn auch die Arbeiten zur Sorgearbeit alle möglichen Facetten beleuchten, so gibt es meines Erachtens noch keine Studie zu den Effekten der Neoliberalisierung von Care-Work auf die verletzlichsten sozialen Gruppen. Was wir natürlich bereits sagen können ist, dass diese durchaus komplex und widersprüchlich sind. So hat der demografische Krisendiskurs im deutschsprachigen Raum Möglichkeiten eröffnet, Pflegepolitiken zu überdenken. Ergebnis davon sind unter anderem vielfältige (auch kritische) Studien und Programme die von den Ministerien ausgelobt werden, um die Pflege zu verbessern. Der Wohlfahrtsstaat investiert in die Untersuchung der Pflege, doch bleibt es denjenigen, die mit den Regeldiensten der Altenhilfe Probleme haben, im Grunde selbst überlassen, sich um Alternativen zu kümmern. So finden sich in den europäischen Metropolen, Wien, London, München, Berlin, Barcelona etc. Studien zum Thema LSBT*I und Alter, die zumeist vorher von Selbstorganisationen eingefordert wurden. Soweit ist das kein Problem, allerdings bleibt abzuwarten, welche Konsequenzen die Ergebnisse zeitigen. Zudem haben sich kaum intersektionale Zugänge etabliert, die sich Überschneidungen etwa von Alter/Sexualität und Rassismus anschauen und eine strukturelle Herangehensweise an Pflegefragen wagt – die die Notwendigkeit von individueller Pflege nochmals überschreitet (siehe etwa Schulz/Mullings 2006).

Das Andere anders altern ist gewissermaßen ein *truism*, denn etwas banal gesagt, altern alle Menschen spezifisch. Altern ist individuell, weswegen das immer wieder proklamierte „Altern ist Vielfalt!“ eher ärgert, weil es Vielfalt sloganisiert, aber keine wirklichen Konsequenzen daraus zieht. Diversitätspolitik bleiben auch im Feld der Altenpflege eher non-performativ, wie Sara Ahmed (2011) sagen würde. Die diversen Biografien stellen dabei unterschiedliche Strategien her, wie auch differente Ressourcen bereitgestellt werden. Auch die klassische Altersforschung stellt das immer wieder heraus (siehe Baltes 1999; Baltes/Baltes 1989; Bude 2000). Gemeint sind aber meist Umgang mit Einbußen, kreative Lösungen für das Aufrechterhalten des Wohlbefindens⁵. Nicht berücksichtigt werden Strategien, die innerhalb marginalisierter Gruppen oder aufgrund spezifischer biografischer Einbrüche entwickelt werden. Das können listige Strategien sein, die die Machtverhältnisse unterlaufen – etwa lügen, die eigene Biografie erfinden oder eine andere Rolle spielen (siehe hierzu Honegger/Heintz 1981), aber auch Rückzug in eine eigene Welt.

Folgen wir Foucault, so sind es unter anderem Klassenpositionierungen, Geschlechtszugehörigkeit, kulturelle und nationale Zugehörigkeiten wie auch sexuelle Praxen und Begehren, die ein Subjekt herstellen, welches dann spezifi-

5 Siehe hierzu auch http://www.dggeriatrie.de/images/stories/GeriatrieNews/gn_0701.pdf (Zugriff: 9.1.2016) oder http://www.bagso.de/fileadmin/Aktuell/BN/BAGSO_Nachrichten_2.2011_Web.pdf (Zugriff: 9.1.2016).

sche Copingstrategien entwickelt, die eine Anpassung an die „Normalversorgung“ mehr oder weniger erschwert. So kann etwa ein Rückzug in eine imaginierte Community zuweilen hilfreich sein, in den Regeldiensten der Altenpflege wird dies aber auf wenig Verständnis stoßen. Wir wissen, dass „Communities“ (wie eben die LSBT*I-Community oder aber auch die türkische Community) ein Netzwerk darstellen können, welches Hilfestellungen und Sorgearbeit organisiert, weswegen sich lange Zeit kaum jemand überhaupt in den Regeldiensten der Altenhilfe um die Versorgung alternder Migrant_innen gekümmert hat. Und wir wissen auch, dass nach wie vor die Pflege vor allem in den Familien – insbesondere von Frauen – getragen wird. Erna Appelt und andere von der Universität Innsbruck stellen etwa in ihrem Sammelband „Elder Care: Intersektionelle Analysen der informellen Betreuung und Pflege alter Menschen in Österreich“ fest, dass die „Organisation von Care-Aufgaben [...] bis heute ihre historische Entstehung im 19. Jahrhundert, wo Frauen diese als quasi naturgegebene Aufgabe im privaten Bereich der Familie zugewiesen wurde, [spiegelt]“ (Appelt et al. 2014: 7). Gleichzeitig zeigen die Autorinnen auf, dass der neoliberale Umbau der Gesellschaft kaum ohne Konsequenzen bleiben konnte. Immer mehr Frauen sind erwerbstätig, diese Tatsache und die Erweiterung der Erwerbsspanne (Stichwort: Adult-Work-Modell) haben dazu geführt, dass sich erhebliche Care-Lücken aufgetan haben (vgl. Appelt et al. 2014). Unser GLESA-Projekt hat sich mit dieser Frage, die immer mehr auch in der kritischen Migrationsforschung in den Blick genommen wird, nicht direkt beschäftigt (vgl. etwa Lutz 2009). Wobei es sicher spannend wäre zu untersuchen, welche Konsequenzen die weibliche Kodierung der Sorgearbeit für Menschen mit nicht-normativen Genderexpressionen hat. Im Mittelpunkt der GLESA-Studie stand dagegen, wie es jenen ergeht, die aufgrund ihrer sexuellen Praxen und/oder Geschlechtsperformativität über zum Teil erhebliche Marginalisierungserfahrungen verfügen und ob eine Einrichtung, die dies – wie der LoV – aktiv zur Kenntnis nimmt (siehe auch Koop/Tietz i. d. B.), die Lebensqualität derselben positiv beeinflusst. Bereits in den 1990er Jahren bemerkte Gayle Rubin:

Moderne westliche Gesellschaften schätzen sexuelle Akte gemäß einer hierarchischen Wertordnung ein. Verheiratete Heterosexuelle, die sich fortpflanzen, stehen ganz allein an der Spitze der sexuellen Pyramide. [...] Den Individuen, die einen Spitzenplatz in dieser Rangordnung besetzen, werden geistige Gesundheit, Achtbarkeit, Legalität, soziale und körperliche Flexibilität, institutionelle Unterstützung und materielle Vergünstigungen zuerkannt. (Rubin 2003 [1984]: 39)

Daran hat sich nicht viel geändert. Der Diskurs ist weiterhin wirkmächtig. Die Fokussierung von Altern und Pflege unter den besonderen Vorzeichen einer gelebten Sexualität oder eines Geschlechts, die oder das als „deviant“ und auch

als „morbide“ (eben nicht „flexibel“ und „geistig gesund“) wahrgenommen werden, zwingt dazu, sich die Schnittstelle/Intersektion „Altern“ und „Sexualität/Geschlecht“ genauer anzuschauen. Der Blick fiel dabei nicht bzw. nicht ausschließlich auf die zunehmende Diskriminierung oder Verschärfung der Vulnerabilität, sondern erstmal fokussierte die Untersuchung mögliche Alternativen zum „Pflege-Normalbetrieb“ und zum Wohnen im Alter. Was wird benötigt, wenn Altern nicht zur Demütigung führen soll? Wenn im Gegenteil Altern in Würde ermöglicht werden soll? Es sind dies Fragen, die in einem direkten Zusammenhang mit sozialer Gerechtigkeit stehen. So hat die GLESA-Studie zeigen können, dass Institutionen wie der LoV insbesondere schwulen Männern die Chance eröffnet, ihr Leben weitestgehend diskriminierungsfrei auch im Alter weiterzuführen. Selbst ansonsten tabuisierte Themen wie Sexualität haben Raum, wenn auch die Verletzungsoffenheit der Gruppe, die noch unter § 175 StGB gelebt (vgl. Lautmann 2012) und die AIDS-Krise überlebt hat, ernst genommen wird.

Soziale Gerechtigkeit, Diskriminierung – Queere Perspektiven

In den Medien wird heute oftmals suggeriert, Homosexualität sei eine Frage von Lifestyle. Und so scheint die Mehrheit zu glauben, dass die LSBT*I-Community nicht nur ohne Diskriminierung, sondern auch ein beneidetes Leben in Glamour lebt. Dabei wird die brutale Diskriminierungsrealität ignoriert und innerhalb des Mehrheitsdiskurses in einem geschickten Schachzug gleichzeitig Diskriminierung innerhalb migrantischer Communities lokalisiert. Deutschland porträtiert sich als offen und tolerant gegenüber seinen sogenannten „sexuellen Minderheiten“ und tut dies im öffentlichen Diskurs immer häufiger über die Kriminalisierung von Migrant_innen – heute insbesondere muslimische Männer. Diese werden als durchgehend homophob dargestellt, während das nationale Wir sich als emanzipiert und aufgeklärt entwirft. Die Funktion, die die Übertragung von Diskriminierungspraxen auf die Anderen erfüllt (vgl. Yılmaz-Günay 2011; Çetin 2012), ist teilweise schon analysiert worden, bedarf aber sicherlich noch genauere Klärung. Ein in Zeiten von PEGIDA immer wichtiger werdendes Thema, auf das ich jetzt hier aber nicht eingehen werde. Wir sollten jedoch in Zukunft versuchen, diese verschiedenen Themen in einem Zusammenhang zu sehen, um damit einerseits die Verflechtungen und Intersektionen von Diskriminierungsdynamiken in den Blick zu nehmen. Andererseits kann dann den klassischen Entsolidarisierungstendenzen (etwa wenn die LSBT*I-Community sich als weiß und deutsch imaginiert und Migration als Bedrohung empfindet) diskursiv etwas entgegengesetzt werden.

Nach wie vor bedeutet eine nicht-heterosexuelle Lebens- und Begehrensweise, dass Diskriminierungen in der Schule und im Beruf, wie auch in öffentli-

chen Räumen, keineswegs eine Ausnahme darstellen. Die Vorstellung also, Deutschland sei ein Paradies „sexueller Freiheit“, scheint mehr als fraglich und wird durch eine Fokussierung der Situation alternder LSBT*¹ noch verschärft, da eine doppelte Tabuisierung sichtbar wird.

Judith Butler, die maßgeblich ein queeres Verständnis von Geschlecht und Sexualität geprägt hat, schreibt:

Die heterosexuelle Fixierung des Begehrens erfordert und instituiert die Produktion von diskreten, asymmetrischen Gegensätzen zwischen ‚weiblich‘ und ‚männlich‘, die als expressive Attribute des biologisch ‚Männlichen‘ (male) und ‚Weiblichen‘ (female) verstanden werden. Die kulturelle Matrix, durch die die geschlechtliche bestimmte Identität (gender identity) intelligibel wird, schließt die ‚Existenz‘ bestimmter ‚Identitäten‘ aus, nämlich genau jene, in denen sich die Geschlechtsidentität (gender) nicht vom anatomischen Geschlecht (sex) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ‚folgen‘. (Butler 1991: 38f.)

Eine solche Vorstellung denkt den „homosexuellen Körper“ nicht mehr als vorab gegeben und mithin Diskriminierung auch nicht als „verständliche“ Antwort auf Devianz. Vielmehr geht es darum zu zeigen, wie Subjekte innerhalb von Machtkonstellationen hervorgebracht werden, wie das Geschlecht produziert wird und warum Normen, die bestimmen was „anständig“ und was „anrüchig“ ist, was „seriös“ und was „lächerlich“ ist, darüber entscheiden, wie Subjekte ihr Leben wahrnehmen und wie sie ihre Zukunft einschätzen. Der Diskriminierungsanlass ist nicht die Identität einer Person, sondern das Abweichen von der geschlechtlichen Norm und den normativen Vorstellungen zu Sexualität, die sich hieraus ergeben.

Die hervorgebrachte „Devianz“ zeigt auch im Alter Konsequenzen, insbesondere wenn eine Pflegebedürftigkeit eintritt und die Grenzen der Scham und der Zumutungen sich verschieben: Wenn Fremde unsere Körper berühren, um diesen zu begutachten, zu waschen, beweglich zu halten – zu „pflegen“ eben. Die Unmittelbarkeit der Bloßstellung kann bei Menschen, die über erhebliche Diskriminierungserfahrungen verfügen, nicht ohne Wirkung bleiben. Hinzu kommt, dass die Erklärungsbedürftigkeit des eigenen Soseins sich oft verstärkt. Wir wissen, dass das Coming-out einen unendlichen Prozess darstellt. Ein Ritual der Wiederholung. Es mutet immer wieder seltsam an, dass die Mehrheitsangehörigen nicht verstehen, dass die, deren Zugehörigkeit einer Erklärung bedarf, sich Räume wünschen, an denen diese Rituale verstummen. Menschen wollen nicht permanent ihre Kultur erklären, und sie sind auch nicht immer froh, über ihre sexuellen Vorlieben oder ihre gewaltvollen Erfahrungen zu sprechen. Deutlich wird dies auch in unserer GLESA-Studie, die die Relevanz des umgekehrten Mehrheitsverhältnisses von Homo- und Heterosexuellen im LoV sowie die des

gelegentlichen Austauschs über (gemeinsam) erlebte Diskriminierungserfahrungen offenbart (siehe Lottmann i.d.B.). Wer ist schon gern immer „*queer*“, also seltsam, skurril. Und so ist denn der Wunsch nach Räumen, wie sie der LoV bereitstellt, mehr als verständlich und die Hinterfragung eigentlich eine Zumutung. Doch sind diese Räume natürlich nicht das Paradies – auch hier gibt es Konflikte, Probleme. Dies unbeachtet zu lassen, würde die Frage nach sozialer Gerechtigkeit in problematischer Weise verkürzen. Eine inklusive Forschung muss die Idee einer singulären Realität, welche nur „entdeckt“ zu werden braucht, aufgeben (vgl. Andersen 2003: 43).

Des Weiteren muss die Idee von sozialer Gerechtigkeit (siehe Castro Varela/Dhawan 2011) rekaliбриert werden. Hierfür sind Forschungsansätze notwendig, die unterschiedliche Diskriminierungskategorien in ihren Dynamiken zueinander fokussieren. Denn, *Andere* altern anders.

Mehrdimensional denken – komplexe Strategien diskutieren

Soziale Bewegungen (etwa die Frauenbewegung, die Lesben- und Schwulenbewegung, die Bürgerrechtsbewegung etc.) haben die Sensibilität für Diskriminierungen in den letzten Jahrzehnten international erheblich erhöht. Antidiskriminierungsgesetze und -strategien wie das Gender Mainstreaming und Cultural Mainstreaming haben eine breitere allgemeine Akzeptanz von Gleichheitsansprüchen bewirkt. Problematisch bleibt jedoch auf der einen Seite, dass bestimmte Diskriminierungen (etwa Frauendiskriminierung) meisten als illegitim erscheinen, während beispielsweise die Diskriminierung aufgrund von Staatsbürgerschaft weiterhin von der Mehrheit als legitim erachtet wird und nicht Wenige behaupten, dass schwule Männer – wenn sie weiß und deutsch sind und der Mittelschicht angehören – keine Diskriminierungen mehr erfahren. Im Gegenteil wird in den Medien oft davon gesprochen, dass diese Gruppe über so viel Macht und Einfluss verfügt, dass sie der Mehrheitsbevölkerung ihre Interessen aufnötigt. Es ist dies eine interessante diskursive Wendung, die einer eigenen Studie würdig wäre. Hier wird einerseits Liberalität vorgegeben, während sich gleichzeitig ein konservativer Diskurs breitmacht.

Wer über Gerechtigkeit spricht, bewegt sich in einem juristischen und moralischen Diskurs gleichermaßen. Beispielshalber ist das deutsche Antidiskriminierungsgesetz unter der bemerkenswerten Bezeichnung *Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz* (AGG) erst in Kraft getreten, nachdem es lange Zeit stark umkämpft gewesen war. Über die Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe wird dagegen weiterhin lautstark debattiert, und auch die Depathologisierung von Trans*Personen wird immer noch harsch debattiert. Gerade die Antastbarkeit und Debattierbarkeit von Gesetzgebungen sind Kennzeichen einer lebendi-

gen Demokratie. Dabei ist es nun nicht so, dass wir von Jahr zu Jahr in gerechtere Zeiten driften. Vielmehr wird immer wieder Gerechtigkeit in einigen Feldern gewonnen und in anderen verloren. So können wir eindeutig sagen, dass es für LSBT*I-Personen heute leichter ist, ihr Sosein zu leben, gleichzeitig erleben wir eine zunehmende Stigmatisierung von Migrant_innen und immer wieder verbale Angriffe gegen Gender Studies. Auch dies ist ein Grund dafür, mehrdimensional zu denken, denn die unterschiedlichen Diskriminierungsgründe stehen in einem interdependenten Verhältnis zueinander.

Dabei ist soziale Gerechtigkeit nie vollkommen erreichbar, und unterschiedliche soziale Gruppen haben durchaus differente Vorstellungen darüber, was als *gerecht* zu bezeichnen ist. Gerechtigkeit und die Positionierung vis-à-vis Gerechtigkeit steht dabei in einer spannenden Beziehung zu Erfahrung. Wie Foucault pointiert bemerkt:

Erfahrung ist immer eine Fiktion, etwas Selbstfabriziertes, das es vorher nicht gab und das es dann plötzlich gibt. Darin liegt das schwierige Verhältnis zur Wahrheit, die Weise, in der sie in eine Erfahrung eingeschlossen ist, die mit ihr nicht verbunden ist und sie bis zu einem gewissen Punkt zerstört. (Foucault 1996: 31)

Erfahrung ist etwas, aus dem wir verändert hervorgehen (ebd.: 24). Erfahrungen prägen uns nicht nur, sie bringen uns hervor. Dies bedeutet, dass die Rekonstruktion der Erfahrungen immer irreführend ist, weil sie eigentlich von einem anderen Subjekt erzählt wird als demjenigen, welches die Erfahrung gemacht hat. Wie erzähle ich beispielsweise von der Zeit, in der ich noch nicht wusste, dass gleichgeschlechtliches Begehren existiert, nun, da ich mein Begehren zu kennen scheine und zu beschreiben in der Lage bin? Wie kann von einem Begehren erzählt werden, dass doch gar nicht existent sein dürfte? In Institutionen wie dem LoV kann über diese Fragen reflektiert werden, sodass beispielsweise eine Intervention in die gängige Biografiearbeit möglich wird (vgl. Kiessig 2012). Es kann dann die geteilte Erfahrung als Ausgangspunkt genommen werden, um über das eigene Leben nachzudenken (vgl. Lottmann i.d.B.)

Die Diskriminierung von LSBT*I-Personen bleibt eine Tatsache. Und auch wenn in Deutschland der dominante Toleranzdiskurs nahelegt, dass schwule, lesbische, bisexuelle, intersexuelle Lebensweisen und Trans*Menschen akzeptiert seien, so stören unter anderem das Wissen und die Erfahrungen von Selbstorganisationen, wie etwa die Schwulenberatung Berlin, die den LoV konzipierte, diese Selbstgefälligkeit. Darüber hinaus hat sich in den letzten Jahren in den Gender Studies eine queere Idee von Gender und Sexualität etabliert, die Geschlecht, Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität denaturalisiert und historisiert und mithin als diskursiv hergestellt betrachtet. Und schließlich wurde in den kritischen Sozialwissenschaften, angeregt durch die Schriften der afroamerikani-

schen Juristin Kimberlé Crenshaw (1989), ein intersektionales Verständnis von Diskriminierung adaptiert, welches nicht mehr nur von verschiedenen Diskriminierungen, sondern nun von der Überkreuzung von Diskriminierung spricht (vgl. Lutz et al. 2010).

Diskriminierung konnte dabei schon lange nicht mehr nur unikategorial gedacht werden. Bereits in den 1970er Jahren hinterfragten feministische Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen innerhalb einer starken Schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA die gängigen Perspektiven auf Diskriminierung und die damit zusammenhängenden emanzipativen Gesellschaftsentwürfe. Angela Davis (1981) macht in ihrem Buch „Women, Race and Class“ darauf aufmerksam, dass weiße, bürgerliche feministische Forderungen nicht nur an den Realitäten Schwarzer und proletarischer Frauen vorbeigingen, sondern auch einen Rassismus stabilisierten, von dem sie selbst nach wie vor profitierten. Und auch wenn weiße bürgerliche Frauen in einer sexistischen Gesellschaft Unterdrückungserfahrungen machen, so sind diese doch distinkt von denen Schwarzer und proletarischer Frauen. Heute ist es, Dank der Kämpfe innerhalb diverser Bewegungen und kritisch wissenschaftlicher Interventionen, geradezu unmöglich, Diskriminierung und Gewalt – aber auch Handlungsmacht – eindimensional zu denken oder Geschlecht und Sexualität als natürliche Kategorien zu skizzieren. Dies bedeutet freilich nicht, dass nicht immer wieder versucht wird, ein solch reduktionistisches Verständnis erneut durchzusetzen – doch erweist sich dies als immer schwieriger. Die Auseinandersetzungen darum, *wie* Diskriminierungen und Diskriminierungserfahrungen zu denken sind, haben sich lange nicht erledigt. Auch wenn viele Sozialwissenschaftler_innen so tun, als sei ein intersektionales Denken selbstverständlich, so treffen wir doch immer wieder auf ignorante Studien. So sprechen immer noch zu viele Studien vom „Alter(n)“ ohne die Intersektionen zu beleuchten. Manches Mal erscheint es mir, als könnten wir von einer Renaissance klassisch monokausaler Diskriminierungsvorstellungen ausgehen. Im deutschsprachigen Raum wird immer noch darum gekämpft, dass Rassismus und Migration tatsächlich ernst genommen werden und etwa Trans*Studien oder auch Disability Studies genauso berücksichtigt werden wie andere sozialwissenschaftliche Fokussierungen. Wie die Psychologin Saideh Saadat-Lendle (2001: 8) schreibt: „Die Betrachtung von Einzelerfahrungen zeigt, dass Betroffene Diskriminierungen als ineinander verflochten, verzahnt und überlappend erleben.“

Während die Fragestellung, wie Diskriminierung erfahren wird, als theoretische Frage spannend ist, so ist eine Antwort darauf für Institutionen und Organisation – wie etwa die Altenpflege – von großer Wichtigkeit. Auf der einen Seite geht es um erweiterte Möglichkeiten, die eigenen Erfahrungen zu artikulieren. Auf der anderen Seite darum, Unterstützungsmöglichkeiten zu entwickeln und zu entfalten, die verletzte soziale Gruppen schützen und ihre Handlungsmacht stärken – wie etwa über die Entwicklung eines LSBT-Qualitätssiegels für die

Pflege in den Niederlanden (siehe Linschoten et al. i.d.B.). In einer demokratischen Gesellschaft ist es ausgesprochen wichtig, soziale Ungerechtigkeiten transparent zu machen und zu skandalisieren. Empirische Untersuchungen in diesem Themenfeld können in diesem Sinne als doppelt relevant beschrieben werden. Erstens liefern sie, insoweit sie – zumindest partiell partizipativ – angelegt sind, wertvolle Erkenntnisse über die Erfahrungen von Menschen, die von Ausgrenzung und Stigmatisierung betroffen sind, die dann politisierbar sind. Zweitens ermöglichen sie im besten Falle den Betroffenen selbst, ihre Erfahrungen adäquater zu verstehen und damit ihre Handlungsmacht zu stärken. Ich hoffe sehr, dass der vorliegende Sammelband in eben diese Richtung weist.

Zum Abschluss: Utopie – das Vielleicht

Den französischen Philosophen Jacques Derrida bemühend, könnten wir sagen, dass nur, wenn das Unmögliche versucht wird, überhaupt Ereignisse möglich sind. Das *Vielleicht* (*peut-être*), spielt dabei eine quasi doppelte Rolle: Auf der einen Seite ermöglicht es Handlung und auf der anderen Seite unterbricht es das Aufbauen einer einzigen ultimativen Wahrheit, denn *vielleicht* ist es ja ganz anders. Diese dekonstruktive Denkbewegung macht auf die Gefahren eines unhinterfragten utopischen Denkens ebenso aufmerksam wie auf die Gefahren, auf ein Denken der Unmöglichkeit ganz zu verzichten: Während das eine in Totalitarismus enden kann, kann das andere eine Form von statischem Bewusstsein hervorbringen, welches nach Zufriedenheit verlangt und Hoffnung in Zuversicht oder Verzweiflung verwandelt.

Meines Erachtens ist es unumgänglich, soziale Gerechtigkeit komplex zu betrachten. Dabei sollte weder auf starre additive Analysen zurückgegriffen werden noch simple Achsenmodelle, die erneut Polarisierungen stabilisieren, favorisiert werden. Im GLESA-Projekt ist dies nur teilweise gelungen, insoweit vor allem die Kategorien „Homosexualität“ und „Alter“ betrachtet wurden. Dies natürlich lässt einen fokussierten Blick auf das Zusammenspiel dieser zwei Dimensionen zu, allerdings sollten weiterführende Studien diese Engführung vermeiden. Ziel sollte immer die Überwindung eines normalisierenden Tunnelblicks sein. Darüber hinaus erscheint es wichtig, nicht nur die diversen Verletzlichkeitspositionen, sondern verstärkt im Sinne einer Ressourcenorientierung die Widerstandspotentiale und spezifischen (Lebensbewältigungs-)Strategien in den Blick zu nehmen. Eine diskriminierungssensible Soziale Arbeit wie auch Pflege und Altenhilfe sollte immer mit dem utopischen Ziel einer besseren Zukunft verflochten bleiben. Die Gesellschaft altert. Wunderbar! Jetzt müssen „nur“ noch die Diskussionen um Gerechtigkeit mitwachsen – sie dürfen nicht in den Kitas und Jugendclubs enden und nur um Reproduktion kreisen. Wir stehen nicht nur

in der Pflicht den *Anderen Alten* ein würdiges Altern zu ermöglichen, sondern eben auch ein *anderes Altern* für alle möglich zu machen. Denn letztlich gibt es „kein Fazit für eine allgemein bevorzugte Lebensform im Alter, denn jede altert, wie sie lebt, insgesamt auf vielfältige Arten und Weisen. Danach richten sich Wünsche, Visionen und Forderungen“ (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin 2003: 37).

Literatur

- Ahmed, Sara (2011): „'You end up doing the document rather than doing the doing': Diversity, Race Equality und Dokumentationspolitiken“, in: Maria do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan (Hg.): Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 118-137.
- Andersen, Margaret L. (1993): „Studying Across Difference: Race, Class, and Gender in Qualitative Research“, in: Stanfield II, Joh/Rutledge, Dennis (Hg.): Race and Ethnicity in Research Methods. Newbury Park: Sage, S. 39-52.
- Appelt, Erna/Fleischer, Eva/Preglau, Max (Hg.) (2014): Elder Care: Intersektionelle Analysen der informellen Betreuung und Pflege alter Menschen in Österreich. Innsbruck: Studienverlag.
- Baltes, Paul B. (1999): „Alter und Altern als unvollendete Architektur der Humanontogenese“, in: Nova Acta Leopoldina: Neue Folge, 81, S. 379-403.
- Baltes, Paul B./Baltes, Margret M. (1989): „Erfolgreiches Altern: Mehr Jahre und mehr Leben“, in: dies. (Hg.): Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen. Bern: Verlag Hans Huber, S. 5-10.
- Bude, Heinz (2000): „Die biographische Relevanz der Generation“, in: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 19-35.
- Butler, Judith (1991): GenderTrouble. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Castro Varela, Maria do Mar (2012): „...nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland, in: LesMigraS e.V. (Hg.) Berlin: Selbstverlag.
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (Hg.) (2011): Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Münster/Hamburg/London: LIT.
- Çetin, Zülfukar (2012): Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: transcript.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine“, in: The University of Chicago Legal Forum, S. 139-167.
- Davis, Angela (1981): Women, Race and Class. New York: Random.

- Ehrenreich, Barbara/Hochschild, Arlie (Hg.) (2004): *Global Woman. Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy*. New York: Henry Holt and Company.
- Foucault, Michel (1996): *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel (2001): *Das Leben der infamen Menschen*. Berlin: Merve.
- Honegger, Claudia/Heintz, Bettina (Hg.) (1981): *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Kiessig, Johanna (2012): *Senioren-Hausgemeinschaften: Genussvolles Altern dank Biografiearbeit*. Hamburg: Diplomica Verlag.
- Kohls, Martin (2012): *Pflegebedürftigkeit und Nachfrage nach Pflegeleistungen von Migrantinnen und Migranten im demographischen Wandel. Studie im Auftrag des Bundesamt für Migration und Flüchtlinge*. Nürnberg. Online: https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Forschungsberichte/fb12-pflegebeduerftigkeit-pflegeleistungen.pdf?__blob=publicationFile (letzter Aufruf 2.1.2016).
- Krell, Claudia (2008): *Chancen und Grenzen der Fortbildung „Grundwissen zu gleichgeschlechtlichen Lebensweisen“ im Bereich der Altenhilfe*. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Fachbereich Psychologie der LMU München.
- Lautmann, Rüdiger (2012): „Eine Lebenswelt im Schatten der Kriminalisierung – der Homosexuellenparagraph als Kollektivschädigung“, in: LADS (Hg.): § 175 StGB – Rehabilitation der nach 1945 verurteilten homosexuellen Männer. Berlin: Selbstverlag, S. 71-93.
- Lowe, Susana Ming/Okubo, Yuki/Reilly, Michael F. (2012): „A qualitative inquiry into racism, trauma and coping: Implications for supporting victims of racism“, in: *Professional Psychology: Research and Practice*, 43(3), S. 190-198.
- Lutz, Helma (2009): „Who Cares? Migrantinnen in der Pflege in deutschen Haushalten“, in: Christa Larsen/Angela Joost/Sabine Heid (Hg.): *Illegale Beschäftigung in Europa. Die Situation in Privathaushalten älterer Personen*. Mering: R. Hampf, S. 41-50.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (2010): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Mesquida González, Josep Maria/Quiroga Raimúndez, Violeta/Boixadós Porquet, Adela (2014): „Trabajo Social, diversidad sexual y envejecimiento. Una investigación a través de una experiencia de aprendizaje-servicio“, in: *Alternativas. Cuadernos de Trabajo Social* 21, S. 177-192.
- Reimann, Katja/Lasch, Vera (2006): „Differenzierte Lebenslagen im Alter. Der Einfluss sexueller Orientierung am Beispiel homosexueller Männer“, in: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 39(1), S. 13-21.
- Rubin, Gayle (2003): „Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie“, in: Andreas Kraß (Hg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 31-79.
- Saadat, Saideh (2001): „Zwischen den Stühlen – Auf der Suche nach psychosozialen Angeboten für lesbische Migrantinnen in Berlin“, in: *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Berlin. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 19*. Berlin: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, S. 66-68.

- Schulz, Amy J./Mullings, Leith (Hg.) (2006): *Gender, Race, Class and Health. Intersectional Approaches*. Hoboken, NJ: Wiley & Sons.
- Schuster, Christine/Edelmayr, Christa (2014): *Wohnen, Pflege und Betreuung im Alter bei Homosexuellen und Transgender*, im Auftrag der Wiener Sozialdienste und Sozial Global. Wien: Institut für empirische Sozialforschung. Online: http://www.wienersozialdienste.at/fileadmin/user_upload/pdf/news/2015/Gesamtbericht_-_Wohnen_Pflege_und_Betreuung_im_Alter_bei_LGBT.PDF (letzter Aufruf: 9.1.2016).
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin (Hg.) (2003): *Anders sein und älter werden – Lesben und Schwule im Alter*. Dokumentation der Fachtagung vom 22./23. November 2002. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 20. Berlin: Oktoberdruck.
- Stümke, Hans-Georg (1989): *Homosexuelle in Deutschland: Eine politische Geschichte*. München: C.H. Beck.
- Westwood, Sue (2015): "‘We see it as being heterosexualised, being put into a care home’: gender, sexuality and housing/care preferences among older LGB individuals in the UK", in: *Health and Social Care in the Community* (im Druck).
- Yilmaz-Günay (Hg.) (2011): *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“*. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin: Selbstverlag.

<http://www.springer.com/978-3-658-14007-6>

Homosexualität_en und Alter(n)

Ergebnisse aus Forschung und Praxis

Lottmann, R.; Lautmann, R.; Castro Varela, M.d.M.

(Hrsg.)

2016, XI, 235 S. 2 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-14007-6